



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heute vor fünfzig Jahren : Erinnerungen eines Veteranen aus dem Feldzug
von 1814. 1. : Das Gefecht bei Etoges am 14. Februar 1814 und seine
Folgen für mich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Heute vor fünfzig Jahren.

Erinnerungen eines Veteranen aus dem Feldzug von 1814*).

1.

Das Gefecht bei Etoges am 14. Februar 1814 und seine Folgen für mich.

Nachdem das zweite preussische Armeecorps die Belagerung von Erfurt so weit beendet hatte, daß Capitulationsbedingungen eingeleitet werden konnten, trat es am 6. Januar seinen Marsch nach Frankreich an, ging bei Koblenz über den Rhein und vereinigte sich in der ersten Woche des Februar bei Chalon sur Marne mit dem schlesischen Kriegsheer. In und bei Koblenz blieben wir etwa vierzehn Tage in Cantonnirung, und das waren glückliche Tage. Ich schweige von den erhebenden Gefühlen, die unser Herz bei dem Anblick unsers prächtigen vaterländischen Stromes und bei dem Gedanken an die so lange erhoffte Ueberschreitung desselben erfüllten. So sehr es uns auch in Koblenz gefiel, sehnten wir uns doch nach der Fortsetzung des Krieges und nach seiner Beendigung durch vollständige Niederwerfung des Erzfeindes und Besetzung der großen Babel Paris. Und so jubelten wir hoch auf, als wir endlich den Marsch nach Frankreich antraten und bald nachher seine Grenze überschritten. Romisch kam es uns jüngern Leuten vor, als nun mit einem Male nicht mehr deutsch gesprochen wurde. So waren wir denn in Feindes Land, wo unsere Soldaten sich als Herren fühlten, an die Wirthsleute Forderungen machten, böse wurden, wenn sie nicht erhielten, was sie wollten, die armen Einwohner des üblen Willens beschuldigten, weil sie nicht verstanden wurden, und diese glücklich waren, wenn einer von uns Offizieren ihrer Verlegenheit durch Dolmetschen ein Ende machte.

Die erste ziemlich ansehnliche und gut gebaute Stadt, die wir betraten, war Pont-a-Mousson. Ein Bataillon von unserm Regiment blieb daselbst;

*) Von demselben preussischen Offizier, dem d. Bl. die im Jahrgang 1862, Heft 1 und 2. mitgetheilten interessanten Erlebnisse vor, während und nach der Schlacht bei Jena dankte.

weil schon ein Regiment russischer Grenadiere darin stand, mußten wir Andern weiter marschiren. Wir Füßliere kamen nach einem Dorfe eine halbe Lieue hinter der Stadt, welches dicht an der großen Straße lag. Während des ganzen Marsches von Koblenz aus waren wir mit unsern Kameraden nicht zusammen gewesen und hatten beschlossen, diese Gelegenheit der Vereinigung zu benutzen und uns in der Stadt ein Rendezvous in irgend einer Restauration zu geben und bei einem Glase Wein ein Stündchen zu verplaudern. Ich hatte mir Urlaub ausgebeten, in der Stadt zurückbleiben zu dürfen, und so fanden wir uns denn bald in dem besten Hotel zusammen. Einer meiner Kameraden, ein Jugendfreund, v. L., sagte zu mir: „Höre Freund, ich habe ein prächtiges Quartier, und die Krone von allem darin ist ein bildhübsches Mädchen; schade nur, daß ich nicht mit ihr sprechen kann. Ich mache dir daher den Vorschlag, bei mir zu essen. Meine Wirthsleute sind sehr gebildet und gute Royalisten, sie werden dich gern aufnehmen.“ Der Antrag war sehr lockend. Ich war einige Monate über zweiundzwanzig Jahre alt, gern in Damengesellschaft und noch nie in gebildeten französischen Familien gewesen, die ich doch auch gern kennen lernen wollte. So ging ich denn mit und fand wirklich eine ungemein verbindliche Aufnahme bei dieser liebenswürdigen Familie, die aus dem Hausherrn, der noch gar nicht betagten Hausfrau und einem in der That sehr hübschen artigen Mädchen von 18—20 Jahren bestand. Das Essen war sehr gut, Getränk ausgezeichnet, die Gesellschaft charmant. Wir unterhielten uns vortrefflich, namentlich schmeichelte uns, daß sie die Preußen den Russen vorzogen und zwar wegen ihrer besseren Mannszucht. Die russischen Truppen hatten sich in der Stadt die größten Excesse zu Schulden kommen lassen und unter Andern ein vierjähriges Kind aus dem dritten Stock auf die Straße geworfen, daher sie von den Einwohnern mit Zittern und Zagen betrachtet wurden.

Ich amüßte mich so gut, daß ich gar nicht an die Zeit und ebensowenig daran dachte, daß ich in Feindes Land war und allein noch in der Nacht eine Viertelmeile zurückzulegen hatte. Mein Freund erinnerte mich daran, und ich brach nun auf, nachdem ich mir den einzuschlagenden Weg, um aus der Stadt auf die Chaussee zu kommen, genau hatte beschreiben lassen. Dennoch wurde ich unsicher, als ich auf den Marktplatz kam, der im regelmäßigen Biereck gebaut war, und von dem aus von jeder Ecke eine Straße nach den Thoren führte. Ich blieb also stehen und sah mich nach jemand um, der mir Bescheid geben könne. Da bemerkte ich in einer Hausthür ein paar Schritte von mir ein Frauenzimmer, das mir ein Dienstmädchen schien, denn es war so heller Mondschein, daß man wie am Tage sehen konnte. Ich fragte sie, mich ihr nähernd, nach dem Wege und sie hatte eben angefangen, mir Auskunft zu geben, als sie plötzlich ausrief: „O mon dieu, des Russes!“ in das Haus zurücksprang und mir die Thür vor der Nase zuwarf. Ich blieb stehen, hoffend,

daß sie wieder herauskommen würde. Es kamen drei Russen in Mäntel gekleidet auf mich zu, und ohne von mir als Offizier Notiz zu nehmen, was sonst bei den Russen sehr streng beobachtet wird, sagten sie: „Allo Franzos, schaff Mamsell“, wobei einer mich anfaßte. Ich trat einen Schritt zurück, radebrevchte auf polnisch und russisch, ich sei Offizier, sie sollten marschiren, indem ich mich des Ausdrucks: stopai bediente. Ich hatte die Hand an meinen sehr schweren und scharf geschliffenen Säbel gelegt, die Russen wiederholten nochmals ihr „schaff Mamsell“, und einer griff nach meinem Säbel; er hatte die Scheide unter dem Gefäß erfaßt, ich zog mit der größten Hestigkeit den Säbel heraus und durchschnitt ihm inwendig die ganze Hand, die er blutend in die Höhe hielt. Wie seine Kameraden das sahen, packten sie mich, ich aber in meiner Angst bekam Riesenkräfte, schüttelte sie von mir ab und ergriff die Flucht. Indeß lief ich nur hundert bis anderthalbhundert Schritt, wo ich bemerkte, daß bloß noch einer der Kerle hinter mir war. Ich blieb stehen, drehte mich um und hieb ihm, als er herankam, eins über den Kopf, daß er sofort Kehrt machte und davon taumelte. Auch der andere ließ von mir ab, ich mochte den ersten gut getroffen haben.

Nun erreichte ich wieder den Markt und ging unter den Lauben fort, die denselben wie in einigen Städten Schlesiens umgeben, und unter denen es weniger hell war. Da sprang plötzlich wieder ein Russe von einer Bank auf und warf einen großen Stein nach mir, womit er mich jedoch glücklicher Weise nicht traf. Ich ging auf ihn los, er auf mich, indem er die Hände vor sich hielt, um mich zu greifen und sich gegen meinen Säbel zu decken. Ich stieß ihm den Tschako vom Kopf und versetzte ihm einen Hieb über letzteren. Indem ich zu einem zweiten Hiebe ausholte, sank er zusammen. Ich entfernte mich nun rasch, und als ich eine russische Patrouille von vier Mann auf mich zukommen sah, fing ich an zu laufen und laut um Hilfe zu rufen, und zwar auf deutsch, was ich nur schreien konnte „zu Hilfe, Kameraden!“ Da hörte ich eine Stimme von der entgegengesetzten Seite des Marktes. „Zu mir! zu mir! Warum laufen Sie denn so, ich bin der Commandant, kommen Sie zu mir!“ Ich sah einen Offizier stehen, den ich erreichte, die russische Patrouille mir auf den Fersen. Der Commandant, ein Hauptmann v. Frankhen, fragte mich nun, was es gäbe und warum ich so gelaufen sei? Ich erwiderte: „den Russen ist nicht zu trauen, ich weiß das.“ Der herankommenden Patrouille trat der Hauptmann entgegen und sagte den Leuten, er sei der Commandant, was sie wollten? Natürlich verstanden sie ihn nicht. Zum Glück kam nun der Hauptmann v. Koczinsky, Adjutant des Prinzen August, dazu, der sprach russisch; zu gleicher Zeit erschien der Wachhabende, ein Fähnrich. Alles Reden des Hauptmanns v. Koczinsky half nichts, der Fähnrich arretirte uns alle, den Commandanten, den Adjutanten des Prinzen und mich. Nach langen

Debatten willigte der Wachtoffizier endlich ein, uns zum russischen General zu bringen. Als wir zu diesem in das Zimmer traten, fragte er sogleich in gutem Deutsch, ehe noch einer von uns ein Wort gesprochen: „Welcher von den Herren hat sich unterstanden, einen russischen Elitegrenadier so arg zu verwunden?“ Da trat ich vor und sagte: „Das bin ich gewesen, weil er mich angefallen hat, ich habe mich nur vertheidigt, es thut mir leid, wenn er noch lebt!“ Darauf sagte der Hauptmann v. Roczinsky: „Herr General, wir sind nicht hierhergekommen, um verhört zu werden, sondern um Klage zu führen über die Excesse Ihrer Soldaten und Genugthuung zu fordern.“ Dann fügte er, sich zu uns wendend hinzu: „Unter diesen Umständen haben wir hier nichts mehr zu thun.“ Er ging voran, und wir verließen sämmtlich das Zimmer, ohne vom General aufgehalten zu werden. Infolge einer Aufforderung des Hauptmanns begaben wir uns nun zu unserm Brigadecommandeur, dem Prinzen August. Es war halb elf Uhr, aber er war noch auf und ließ uns gleich vor. Nachdem ihm die Veranlassung unsres so späten Erscheinens berichtet war, klopfte mich der Prinz auf die Schulter und sagte: „Es freut mich, daß Sie sich so gut aus der Affaire gezogen und tapfer vertheidigt haben, aber nun setzen Sie sich hin und bringen den ganzen Vorfall getreu wie er sich zugegetragen zu Papier, für das Weitere werde ich sorgen.“ Er selbst gab mir einen Bogen Postpapier und wies mir einen Platz am Tische an. Nachdem dies geschehen, entließ er uns sehr gnädig. Vielleicht war er um deswillen mit meinem Benehmen so zufrieden, weil im Jahre 1813, als wir bei Culm standen, ein Offizier unsres Regiments, der zur Steuer der Plünderungen russischer Gardes mit 50 Mann commandirt war, von diesen nicht nur zurückgetrieben, sondern sogar, obgleich er einen russischen Orden hatte, entwaffnet worden war und beinahe Mißhandlungen erlitten hätte. Unser Prinz ging damals auf der Stelle zum König, und der Zufall fügte es, daß sich bei diesem gerade der Kaiser Alexander befand. Der Prinz machte dem Könige in Gegenwart desselben Meldung von dem Vorgefallenen, und der Kaiser war darüber so aufgebracht, daß er sofort seine Gardes unter das Gewehr treten und den Offizier die Glieder durchgehen ließ, um zu sehen, ob er vielleicht einige von den Excedenten wieder erkennen würde. Er fand wirklich einige heraus, und dieselben wurden auf der Stelle hinter der Front erschossen.

Es war elf Uhr geworden, als ich mit meinem Aufsatz fertig war und wir das Quartier des Prinzen verließen. Der Commandant gab mir einen Mann mit, der mich zu dem richtigen Thore brachte, und so wanderte ich denn in der schönen hellen Winternacht ganz allein, aber wohlgemuth über das glücklich überstandene so gefahrvoll begonnene Abenteuer, meinem Cantonnement zu, wo mich mein treuer Bursche schon längst erwartet hatte. Ich legte mich sogleich nieder und setzte am andern Morgen den Marsch auf der großen

Straße nach Chalons fort. Ich hatte niemandem von den Ereignissen des vorigen Tages etwas erzählt, war daher sehr erstaunt, als mein Commandeur nach dem ersten Ruhen auf dem Marsche mich sehr unfreundlich fragte: warum ich ihm von dem in der Stadt gehaltenen Exceß keine Meldung gemacht? Ich entschuldigte mich mit der Furcht vor Verweisen. „Und die,“ sagte er, „haben Sie auch im höchsten Grade verdient, ich werde Ihnen sobald keinen Urlaub wieder geben. Da Sie sich aber so gut aus der Affaire gezogen, so mag die Sache damit abgemacht sein. Jedoch merken Sie sich das, von solchen Ereignissen muß der Vorgesetzte durch den Betreffenden stets zuerst unterrichtet werden, weil er es zuerst wissen muß.“

Ich war froh, daß ich so wegstam. Zwei Tage darauf passirten wir Bar le Duc wo wir vor dem Prinzen vorbeimarschiren mußten. Als ich an ihn herankam, fragte er mich: „Sie sind ja wohl der Lieutenant v. G.“ und auf meine bejahende Antwort winkte er mich zu sich heran und sagte: „Nun, ich kann Ihnen sagen, der Russe, den Sie niedergehauen haben, soll curirt werden und dann sechsmal Gassen laufen, der Fähdrich erhält sechs Wochen Arrest, weil er Sie und die andern Herren arretirt hat; sind Sie damit zufrieden?“ — „O ja, sehr zufrieden,“ erwiderte ich, „eine bessere Satisfaction konnte ich gar nicht wünschen.“

Wir kamen nun nach Chalons, wo unsere Avantgarde noch ein kleines Gefecht zu bestehen gehabt und der Feind, ehe er sich zurückzog, erst noch einen Pfeiler der steinernen Brücke über die Marne gesprengt hatte. Wir mußten deshalb lange halten, bis die Passage wieder für Cavallerie, Artillerie und größere Infanteriemassen passirbar gemacht war, nur einzelne Leute konnten inzwischen auf gelegten Bohlen hinübergehen. Da rief mein Hauptmann seinen Burschen und befahl ihm: er solle sich durchzudrängen suchen und ihm eine Flasche Wein, deren Verforkung er ihm genau beschrieb, bringen. Dies fiel mir auf; denn er war ein exemplarischer Wirth, deshalb fragte ich ihn: „Herr Hauptmann, schmeckt denn der Wein so gut?“ — „Was,“ erwiderte er, „haben Sie noch keinen Champagner getrunken?“ — „Nein!“ — „Nun so bring zwei Flaschen, denn da will ich es mir nicht nehmen lassen, Sie mit dem ersten Champagner zu regaliren.“ Erwähnen muß ich hier, daß mein Capitain mich sehr lieb hatte, was er mir bis zu seinem Tode, 1821, stets bewiesen hat. Merkwürdig mochte es ihm wohl sein, daß ich, der bereits vier Campagnen mitgemacht hatte, den Champagner noch nicht kannte. Frage man heute unsere jüngern Herren Offiziere, sie wissen besser über die Güte dieses Getränks zu urtheilen, als viele ältere Herren.

Nach einer guten Weile kam denn der Sekt an und wurde mit den andern Kameraden der Compagnie gemeinschaftlich genossen. Er schmeckte prächtig, so prächtig, daß, als wir nun die Brücke passiren konnten, ich meinen Hauptmann

bat, mir sein zweites Pferd zu erlauben, um in der Stadt etwas zurückzubleiben und noch mehr von dem schönen Wein zu trinken. Er erlaubte es, weil er wußte, daß er sich auf mich verlassen konnte. So blieb ich denn in Chalons zurück, ging in ein Weinhaus, welches ich nach seinem stattlichen Aussehen für ein gutes hielt, und trank noch eine halbe Flasche. Eben wollte ich mich aufs Pferd setzen, als zwei andere junge Offiziere, ein paar Brüder v. K. vom 11. Reserveregiment, jetzigen 2. oberschlesischen Nr. 23, hereintraten, um auch den Champagner zu probiren. Sie baten mich, doch noch nicht fortzureiten, sondern ihnen die Freude zu machen, mit ihnen noch ein paar Gläser zu trinken. Ich ließ mich verleiten, blieb, trank aber höchstens noch zwei Gläser mit ihnen, weil ich fühlte, daß ich genug hatte. Dann nahm ich Abschied, bestieg mein Pferd, besorgte noch einige Kleinigkeiten, die ich brauchte und ritt hierauf vergnügt zum Thore hinaus. Vor dem Thore auf der Chaussee holte mich ein Offizier, auch vom 11. Reserveregiment, ein Hauptmann v. B. ein, der mich mit den Worten begrüßte, „Kamerad, was reiten Sie da für eine Schindmähre?“ Ich merkte, daß er auch Champagner gekostet hatte, und erwiderte: „O, allen Respect, Herr Hauptmann, das ist keine Schindmähre, ein sehr braves Pferd, das schon die russische Campagne mitgemacht hat und womit ich Ihr Pferd über und über zu Schanden reite.“ — „Na, das wollen wir sehen, reiten wir um die Wette!“ Ich antwortete: „das will ich wohl, aber das Pferd gehört meinem Capitain, ich kann mich nur aufs Trabreiten einlassen.“ Er war es zufrieden, meine alte Liese war ein ausgezeichnete Traber, wir legten los, aber nach ein paar hundert Schritten, wo blieb mein Hauptmann? Ich ritt nun im Schritt weiter, bis er mich wieder einholte; da will ich still halten, aber siehe da, plötzlich rutsche ich zum größten Vergnügen meines Begleiters, der laut auflacht, vom Pferde herunter. Der Boden ist ganz aufgeweicht und fast reine Kreide, wenigstens vier Zoll tief, und so sehe ich auf meiner ganzen linken Seite weiß aus, wie angestrichen. Ich springe rasch auf, will mich wieder in den Sattel schwingen, aber o wehe! von Neuem verliere ich das Gleichgewicht und falle nun von der andern Seite ebenso in die weiße Sauce — gewissermaßen ein Trost; denn ich war nun wenigstens ganz weiß. Das Pferd war ruhig stehen geblieben und hatte das Herabgleiten seines Reiters fast verwundert angesehen, da ihm dies von mir, der es schon oft geritten, noch nicht vorgekommen war. Ich versuchte es zum dritten Male, und als ich den Fuß im Bügel hatte, gab ich, ehe ich mich überschwang, dem Gaul ein Zeichen mit der Zunge, das wohlgeschulte Thier setzte sich sofort in Galopp, und siehe da, ich blieb sitzen. Daß ich, obwohl vollkommen Herr meiner Sinne, alle Herrschaft über meinen Körper verloren hatte, mochte eine eigenthümliche Folge des Champagners gewesen sein. Ich blieb nun im Galopp sitzen und erreichte das Bataillon, als es schon finster war, wo mir der Feld-

webel sagte, daß nach mir gefragt worden, weil ich Quartier machen sollte. Ich ging gleich zu meinem Capitain, mich zu melden, und wurde von ihm nur an der Stimme erkannt, weil mich mein ganz weißer Anzug unkenntlich machte. Er merkte überdies an meiner Redseligkeit, was die Glocke geschlagen, sagte, ein anderer Offizier habe bereits in dem vor uns liegenden Dorfe Quartier gemacht, und befahl dem schon zurückgekehrten Fourierunteroffizier, mich ohne Verzug in mein Quartier zu bringen. Hier langte ich seelenvergnügt an, legte mich auf der in einem großen Zimmer schon bereiteten Streu nieder und schlief fast im selben Augenblick ein, so fest, daß ich von der Ankunft sämtlicher Kameraden des Bataillons, die alle in demselben Hause untergebracht waren, gar nichts gewahr geworden bin.

Mehre Stunden mochte ich geschlafen haben, als ich von dem brennendsten Durst gepeinigt, aufwachte. Es war heller Mondschein, so daß ich das große Zimmer vollkommen übersehen konnte. Alle meine Kameraden lagen wie die Heringe dicht an einander im tiefsten Schlaf; ich stand auf und näherte mich den Fenstern, vor welchen zwei lange Tafeln standen, überall mit Flaschen besetzt, theils leeren, theils gefüllten — lauter Champagner. Aha, denke ich, die haben auch gehörig Sekt vertilgt! Vergebens sehe ich mich nach Wasser um, es ist keins zu finden. Lärm mag ich nicht machen, um die Schläfer nicht zu wecken, aber trinken muß ich. Ich nehme also in meiner Noth eine frische Flasche, breche den Hals ab und trinke mit vollen Zügen die halbe Bouteille aus, dann lege ich mich wieder hin und schlafe auch gleich weiter.

Noch einmal wurde ich durch den Durst geweckt, stand wieder auf und goß den Rest der Flasche hinunter, schlief wieder ein und wurde dann erst durch das allgemeine Aufstehen munter gemacht. Bald darauf wurde der Marsch angetreten, kaum daß ich Zeit hatte, ein kleines Frühstück, etwas Kaffee und Brod, zu mir zu nehmen. Meine Kleider, in der Nacht getrocknet, waren von meinem Burschen gereinigt, und nach einer Stunde Weges hatte ich mich vollständig erholt. Natürlich mußte ich nach dem Sprichwort: wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen, allerlei Neckerei leiden wegen meines gestrigen ganz weißen Aufzuges, und mein Capitain wollte es gar nicht glauben, daß ich zu viel getrunken haben könne, weil er bei einer frühern Gelegenheit, in der Gegend von Trier, Zeuge gewesen, daß ich etwas vertragen konnte; das war aber freilich kein Champagner gewesen, sondern ehrlicher deutscher Moselwein. Dem tückischen Franzosen, den ich hier zum ersten Male gründlich kennen gelernt, kann, wie es scheint, ein Deutscher weniger widerstehen.

Dieses Abenteuer mag sich am elften Februar zugetragen haben; denn wir marschirten noch einen Tag und kamen dann am zwölften ins Bivouak von Stoges.

Am zwölften und dreizehnten Februar blieb nun unsere Brigade im Bi-

vouak. Wir hatten wenig zu leben, und ich ging, da es grimmig kalt war, außerhalb des Lagers umher, um mir Bewegung zu machen. Einzelne Leute, die sich beim Holz- und Wasserholen verspätet hatten, kamen aus einem nahen Dorfe mit Wasser und Lebensmitteln; letztere wurden bei solchen Gelegenheiten immer mitgenommen, und ein Dorf, welches das Loos traf, das Vivouak eines Corps in seiner Nachbarschaft zu haben, war dann übel daran. Die Franzosen hatten uns diese Art der Verpflegung auf Kosten des Landes gelehrt. So kamen auch zwei Artilleristen mit einem großen Pferdeeimer, in welchem ich Wein bemerkte. Eben wollte ich mich bei ihnen erkundigen, wo sie ihn her geholt, da rief eine Stimme: „Kanoniere, was habt ihr da?“ — „Wasser, Ew. Excellenz.“ — „Narren, trinkt Wein, es gibt genug!“ Da sah ich erst, daß es unser commandirender General Blücher war. Ich trat an ihn heran und fragte: „Also erlauben Ew. Excellenz, daß aus dem Dorfe dort Wein geholt werden darf?“ „Ja,“ erwiderte er, „aber es muß mit Ordnung geschehen,“ worauf er weiter ritt. Ich eilte sogleich ins Lager zurück und meldete dem Bataillonscommandeur, daß der General erlaubt habe, Wein zu holen, aber es müsse mit Ordnung geschehen. Der Commandeur befahl mir nun, mir von jeder Compagnie einen Unteroffizier und zehn Mann geben zu lassen und Wein zu holen. Während ich nun nach dem Labetrunk war, kamen im Vivouak ein paar Umstände vor, die von Wichtigkeit für mich waren und mir eben keine Freude machten. Unter der Zeit waren nämlich die 10. u. 12. Compagnie zu einer besondern Expedition abcommandirt worden, unter dem Befehl eines Majors v. Wazdorf von den Husaren, wenn ich nicht irre; ich fand also die Compagnie, zu welcher ich gehörte, nicht mehr vor und wurde einer andern zugetheilt, was sehr betrübend ist, man fühlt sich vereinsamt und wie ein Stiefkind. Ein zweiter unerfreulicher Umstand war der, daß inzwischen Kleidungsstücke für Offiziere angekommen waren; denn wir waren theilweise sehr abgerissen, da wir unsre Bagage seit Monaten nicht gesehen hatten. So fehlten mir z. B. Stiefel, und ich ging im wahren Sinne des Wortes barfuß. Nun waren diese Kleidungsstücke, die nicht für alle ausreichten, verloost worden, und da ich nicht anwesend, hatte ein Kamerad für mich gezogen und zwar sehr unglücklich; denn ich erhielt ein Paar ganz neue, feine schwarze Tuchbeinkleider, aus denen ich mir nichts machte, da die meinigen noch ziemlich gut waren. Glücklicherweise hatte ein anderer Kamerad ein Paar mir sehr wünschenswerthe Stiefeln erhalten, die ihm zu klein waren, er bot mir einen Tausch an, den ich einging, da sie mir so ziemlich paßten.

Meine Compagnie war also fort, ich wurde nun der 9. Compagnie zur Dienstleistung überwiesen, deren Chef ein Hauptmann v. Kleist war. Dieser nahm mich sehr freundlich und gastfrei bei sich auf, bot mir für die Nacht einen Platz in seiner Hütte an, den ich mit Freuden annahm, und tractirte

mich am andern Morgen zum Frühstück mit Chocolate, von der er fast gar nichts genoß.

Es dauerte nicht lange, so hörten wir Kanonendonner vor uns, es war unsere Avantgarde unter dem General v. Zieten, die bereits mit dem Feinde engagirt war. Wir setzten uns nun auch in Marsch, der Hauptmann ganz schweigsam neben mir. Nach einer Weile bot er mir an zu reiten; ich lehnte es ab, weil mir zu kalt war, auch wußte ich, wie ungern er Andere auf seinen Pferden reiten ließ, aber um so mehr fiel mir sein Erbieten auf. Darauf rief er seinen Feldwebel, Namens Hoffmann, mit dem er leise sprach, ich blieb darum zurück, um ihn nicht zu stören. Er ließ sich von ihm die Schreibtafel geben, in welche er im Gehen schrieb, und als sich nun wieder näher herankam, händigte er ihm die Schreibtafel mit den Worten wieder ein: „Heut Abend stellen Sie mir die Schreibtafel wieder zu, und wenn ich nicht da sein sollte, so geben Sie sie dem Lieutenant v. Aulock.“ Der Kanonendonner vor uns war schwächer geworden und hatte endlich ganz aufgehört. Mit einem Male mußten wir stärker ausschreiten, von der Straße rechts abbiegen, uns in Colonne nach der Mitte formiren und einer Batterie, die eine Anhöhe hinauf fuhr, folgen, um ihr zur Deckung zu dienen. Die Batterie hatte abgeproßt und fing an zu feuern. Wir stellten uns hinter ihr verdeckt auf und konnten gar nichts vom Feinde sehen. Da verbreitete sich plötzlich das Gerücht, unsere Avantgarde, die aus dem zehnten Grenadierregiment und dem zehnten Reserveregiment (jetzigem ersten oberschlesischen Inf.-Reg. No. 22) und den braunen Husaren bestand, sei vernichtet. Wir standen ruhig mit Gewehr beim Fuß. Dann und wann sauste eine Kanonenkugel über unsere Köpfe weg. Es ist eine unbehagliche Aufgabe, nichts zu sehen, nichts zu thun zu haben und so im Kanonenfeuer zu stehen. Da kam der Bursche meines Capitains, er hieß Schick, an uns herangeritten und bot mir eine Flasche Champagner an, welche ich nahm, ihn fragend, wo er ihn her habe? „D,“ sagte er, „uns ist es wohl ergangen, wir haben viel und gut zu leben und auch Wein genug gehabt, die sen habe ich für Sie aufgehoben.“ Da ritt er auch schon wieder fort, mir im Begreiten noch zurufend, daß sie gar nicht weit von uns ständen. Ich schlug der Flasche mit dem Säbel den Kopf ab, drängte mich in die Colonne zum Hauptmann v. Kleist, rief ihn und lud ihn ein mit zu trinken. Er schlug dies sonst nicht aus, jetzt aber erwiderte er: „Ich danke, ich gehe nicht von meinem Platz.“ Kaum hatte er ausgesprochen und kaum war ich zurückgetreten, als eine Kanonenkugel in die Colonne einschlug. Es entstand ein gewaltiges Auseinanderprallen, und als wir zusahen, waren zwölf Mann theils todt, theils mehr oder weniger schwer verwundet, dem Capitain v. Kleist aber war der Kopf weggerissen.

Die Ordnung wurde rasch wieder hergestellt, wir gingen seitwärts und gegen Grenzboten I. 1864.

dreihundert Schritt zurück, blieben dann wieder halten und starrten Alle nach der Stelle hin, wo wir zuvor gestanden hatten. Da trat der Unteroffizier Hallmann, ein sehr braver Soldat, an den Major, unsern Commandeur, heran und bat: „Herr Major, mein Bruder ist mitgefallen, ich sehe ihn eben sich erheben und sich auf sein Gewehr stützen, erlauben Sie doch gnädigst, daß ich ihm etwas beistehe.“ Die Erlaubniß wurde gegeben, und er entfernte sich alsbald zu seinem, wie es schien, zwar schwer verwundeten, jedoch noch zum Gehen fähigen Bruder. Wir zogen uns noch etwas weiter zurück, und die beiden Tages vorher abcommandirten Compagnien kamen wieder zu uns, jedoch ohne ihren Führer, meinen Hauptmann v. Krosigk, welcher in die Stirn geschossen, aber noch lebend zurückgebracht worden war. Von den eingetroffenen Kameraden erfuhren wir, daß die Nachricht von der Vernichtung unserer Avantgarde, mit Ausnahme der Husaren, leider nur zu gegründet war.

Jetzt sahen wir auch den Feind, eine unabsehbare Cavalleriemasse, die uns zur Seite marschirte, immer näher und näher kam und uns den Rückzug abzuschneiden drohte. Wir waren nun nicht mehr allein, die andern beiden Bataillone von unserem Regiment, das erste Reserveregiment (jetzige zweite oberschlesische Nr. 23), das zweite westpreußische Infanterieregiment, jetzt Grenadierregiment Nr. 7. (Königsregiment), im Ganzen neun Bataillone hatten sich zu uns herangezogen. Während dies geschah, hatte die feindliche Cavallerie uns immer fort begleitet, und jetzt versuchte sie uns von der Chaussée, unserer Rückzugslinie, nach Stoges abzudrängen. Wir näherten uns einem Walde, es kam darauf an, ihn früher zu erreichen als der Feind. Da ertönt auf einmal das Commando: „Formirt das Quarré!“ Die äußern Züge am Queu und die äußern Rotten an den Flanken machen Front; dann folgt sehr rasch der Befehl: „Fällt das Gewehr!“ Das geschieht, aber die Leute sind so gedrängt, daß im ersten Augenblick an keine Ordnung zu denken ist. Es ist ein Klumpen ohne Richtung, ohne Distance im Innern. Glücklicherweise stehen die äußern Glieder fest, wie es alten Soldaten ziemt; denn sie haben kaum das Gewehr gefällt, als auch schon die Cavallerie attackirt und zwar sehr brav, da sie so nahe herankommt, daß sie in die Bajonnete haut. Das dauert indeß nur einen Moment, dann machen sie auch schon wieder Kehrt. So wie sie fort waren, wurde nun mit Güte und mit Gewalt Vordermann genommen und Distance, den Leuten vorgestellt, daß nur in der größten Ordnung, wie es auf dem Exercirplatz eingeübt worden, ihre Stärke gegen die Cavallerie bestände. Die Leute waren aber so verdutzt, daß man sie, als ob sie von Holz wären, schieben und stellen mußte. Kaum war die Ordnung einigermaßen hergestellt, als auch die feindlichen Schwadronen schon zum zweiten Male angebraust kamen. Diesmal aber konnten sie nicht bis an die Bajonnete herankommen und hineinhausen; denn es wurde ihnen auf zehn Schritt so ins Gesicht ge-

© Universitätsbibliothek Bremen

schossen und auf die Pferde, daß sie so schnell wieder umkehrten, wie sie herangekommen waren.

So wie sie fort waren, sagten wir den Leuten: „Seht ihr wohl, sie können uns nichts anhaben!“ Und unsere braven Soldaten bekamen so viel Muth und Ruhe, daß sie selbst auf Ordnung hielten und wie beim Parade-exerciren Vorderleute und Distance hatten. So wurde nun von den neun Bataillonen der Rückzug schachbrettförmig fortgesetzt, indem immer 2—3 Bataillone halten blieben, während die andern zurückgingen. Es war ein entzückender Anblick, zu sehen, wie die Colonnen sich so glatt und stramm zurückzogen. Noch acht oder neun Mal attackirte der Feind, aber immer vergeblich, er konnte nicht eindringen; die Leute fingen an zu singen, die Hornisten an zu blasen, es war eine Freude und ein Jubel, daß ich heute, nach fünfzig Jahren, noch mit hohem Vergnügen daran denke. Das Singen und Blasen wurde verboten, einzelne Stimmen riefen: „Wir wollen mit dem Bajonnet auf die Hundsfötter losgehen.“

So hatten wir, als der Tag sich zu neigen anfing, den Wald erreicht. Unser Bataillon war das letzte, es hatte eben dicht am Walde den letzten Angriff zurückgewiesen, als unser Brigadecommandeur, der Prinz August und der General v. Kleist, der Corpscommandeur erschienen. Da hörte ich, wie der letztere zum Prinzen sagte: „Königliche Hoheit, was machen Sie hier? Das ist nicht Ihr Platz, der Major wird schon den Rückzug decken, reiten Sie ebenfalls zurück zu Ihren Truppen!“ Hierauf entfernten sich beide. Es ist für den Soldaten nicht nur, sondern für jeden Preußen ein erhebendes Gefühl, zu jedem Prinzen seines angestammten Herrscherhauses den Blick erheben zu dürfen, weil keiner derselben sich scheut, oder, so lange wir preußische Geschichte haben, sich gescheut hätte, für das Wohl des Vaterlandes sein Leben einzusetzen und Anstrengungen, Entbehrungen und Strapazen mit jedem einfachen Krieger zu theilen.

Wir hatten gegen die überlegene feindliche Reitermasse so gut wie gar keine Cavallerie; denn es war nur das schon sehr geschwächte braune Husarenregiment und eine Escadron schlesischer Landwehrcavallerie von etwa 60 Pferden vorhanden. Diese verfolgten jedesmal die Franzosen, wenn wir ihren Angriff zurückgewiesen hatten, durch die Lücken zwischen den Infanteriecolonnen, und da sie, wegen ihrer Schwäche ihrerseits ebenfalls wieder die Flucht ergreifen mußten, suchten und fanden sie Schutz hinter unsern Vierecken. Ein russischer Offizier mit zwei Kanonen hatte uns, jeden Augenblick zum Feuern benutzend, lange sehr wirksam vertheidigt, bis endlich zu unserm großen Schmerz die beiden Geschütze genommen wurden. Ob der Offizier in Gefangenschaft gerieth, weiß ich nicht gewiß, glaube es aber.

Die Sonne war nun untergegangen, wir marschirten im Walde weiter

auf der Chaussee, in Sectionscolonnen, als der Major befahl, ich solle mit den Tirailleurs der 12. Compagnie die Arrieregarde des Bataillons übernehmen. Zu dem Ende ließ ich die Tirailleurs halten, ohngefähr 40 Mann, stellte sie in Reihen an beiden Seiten der Chaussee so auf, daß sie 4—5 Schritt Distance hatten, und schärfte ihnen ein, sich nicht weiter von einander zu entfernen, als so weit, daß sie ihren Vordermann noch genau sehen könnten, ich selbst blieb ganz hinten, folgte meinen Leuten, behielt sie im Auge und konnte so am besten zuerst sehen und hören, was vom Feinde sich etwa näherte. Es war ganz finster geworden, ich mußte mich also aufs Gehör verlassen. So folgte ich dem Bataillon etwa auf zweihundert Schritt, bald stehen bleibend, oder mich niederduckend, um besser zu hören, bald wieder vorgehend, um meine Leute zu beobachten.

So mochte eine gute halbe Stunde vergangen sein, als ich hinter mir marschiren hörte. Ich legte mich mit dem Ohr auf die Erde und überzeugte mich, daß es Infanterie und zwar ein starker Trupp war. Ich blieb stehen und ließ ihn so nahe herankommen, daß ich den Tritt ganz deutlich hörte. Nun rief ich an, und da ich nicht gleich Antwort bekam, noch einmal und zwar sehr laut. Da kam unser Adjutant, der Lieutenant H n an mich herangeritten und fragte: „Was rufst Du denn an?“ Ich sagte ihm die Ursache, worauf er erwiderte: „Mach, daß Du nachkommst, Du bist allein zu weit zurück, ich werde vorreiten.“ Ich eilte meinen Leuten nach und hörte noch wie H anrief und dann polnisch sprach. Dann kam er im Galopp zurück und sagte mir: „Es sind Russen, der General Olsuffew, er ist befehligt die Nachhut zu bilden, Du kannst nun wieder eintreten.“ Hierauf schloß ich mich ans Bataillon an und war froh, meines beschwerlichen und gefahrvollen Arrieregardedienstes überhoben zu sein.

Wir marschirten ruhig und still eine Stunde weit, als die Leute plötzlich anfangen sich zu drängen. Ich frage: „Was ist denn das? bleibt doch in Ordnung, jeder an seinen Platz!“ — „Es sind Russen, die sich eindrängen.“ — „D, so stoßt sie zurück, sie gehören nicht hierher.“ In dem Augenblick werde ich am linken Arm gepackt, ich drehe mich um und sehe dicht vor mir in ein ganz fremdes Gesicht (ich kannte jeden einzelnen Mann in der Compagnie ganz genau) und eine Stimme ruft mir zu: „Donnez armes!“ Zu gleicher Zeit erkenne ich am Eschako das viereckige Schild der französischen Voltigeurs. Ich reiche ihm meinen Säbel, und in dem Moment, als er darnach greift, stoße ich ihm das schwere Säbelgefäß mit aller Kraft, deren ich fähig bin und die durch den Schreck noch gesteigert wird, ins Gesicht, daß er zu Boden stürzt. Dann drehe ich mich um, werfe die Leute, die mir in den Weg kommen, zurück, dränge mich so acht bis zehn Schritte vorwärts, werde noch einmal angepackt, reiße mich wieder los und komme nun unter meine Leute.

Daß Franzosen unter uns waren, war nun entdeckt, es wurde hin und wieder geschossen, und beim Blitzen der Schüsse sehe ich, wie Franzosen unsern Major vom Pferde heben. Die Angst gibt mir Riesenkräfte, ich dränge weiter vorwärts durch unser Bataillon durch und befinde mich, als ich etwas verschmause, im 11. Reserveregiment. Da fingen die Franzosen an zu trommeln; ich erkannte einen Kameraden, den Lieutenant de F e, der sagte: „Ich möchte nur wissen, was die Russen hinter uns zu trommeln haben?“ — „D.“ erwiderte ich: „lieber Kamerad, das sind keine Russen, das sind Franzosen! mich haben sie schon zweimal gehabt.“ Wir kannten einander noch nicht persönlich, aber wir tauschten hier unsere Namen, beschloßen treu an einander zu halten, machten Brüderschaft, faßten uns fest unterm Arm, er auf der linken, ich auf der rechten Seite, und strebten so durch das Gedränge, das immer dichter wurde, vorwärts. Wenige Schritte hinter uns hörten wir schimpfen, Wehgeschrei, Klirren der Gewehre an einander, wie wenn sie an die Erde fallen, Stoßen und Schlagen mit den Kolben. Nach jedem solchen Auftritt wurde das Gedränge dichter, wir rissen mit den freien Armen rechts und links Alles aus dem Wege und drangen vorwärts. Aber bald wurde die Unordnung so groß, daß wir emporgehoben, durch die Tornister der Leute gehalten und so im wahren Sinne des Wortes getragen wurden. Etoges ist ein langes Dorf, das fast ohne Querstraßen ist und aus lauter massiven Häusern besteht, die durch Mauerwerk verbunden, durch welche Thorwege in die Gehöfte führen, kein Ausbreiten gestatteten. So viel ich mich erinnere, war ohngefähr in der Mitte des Dorfes eine einzige Quergasse. Hier waren an achttausend Menschen zusammen gedrängt, und um die Passage noch mehr zu erschweren, standen vor den Ausgängen dieser einzigen Quergasse große Wagen aufgefahren, eine wahrscheinlich von den Franzosen befohlne Versperrung durch die Einwohner. Diese großen schweren Karren hinderten uns am Vorbeigehen. Wie ich nachher erfahren habe, war es nur eine Voltigeurcompagnie, welche auf Fußwegen von Landleuten geführt, als wir das Dorf erreichten, sich in die Zwischenräume zwischen uns und die hinter uns kommenden Russen ganz still eingedrängt hatte. Uns folgend sprachen sie nicht ein Wort, sondern arbeiteten stumm mit Bajonnet und Kolben. Gleich nachdem wir beiden Offiziere auf den Tornistern getragen worden, wurde F. von mir oder ich von ihm losgerissen; zu gleicher Zeit bekam ich einen Kolbenstoß ins Genick, so daß ich zu Boden stürzte. Ich raffte mich gleich wieder auf, wurde jedoch sogleich von mehreren Franzosen ergriffen und so gefangen genommen. Ich wurde rein ausgeplündert, gab mein bißchen Geld — viel besaß ich nicht — hin, hatte aber noch so viel Contenance, meinen Siegelring in den Mund zu nehmen und so zu retten.